

Das Märchen von der Entstehung der Berge

Autor(en): **Wyssbrod, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 30

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Berner-Alpen vom Stanserhorn aus.

Das Märchen von der Entstehung der Berge.

Von Hans Wyßbrod, Thun.

Als Allvater die Erde erschuf, rief er den Gott der Riesen zu sich und befahl ihm: Gehe ins Urgestein, belade dich mit Felsen und Erde und schmücke die Ebene mit Hügeln und Bergen, auf daß der Mensch die Ehrfurcht, das Staunen und die Anbetung lerne!

Der Riesengott machte sich ans Werk, formte sanfte Erdwellen, liebliche Hügel und bewaldete Berge. Ueber ihre Hänge kletterten dunkle Wälder, weiche Matten schmiegt sich an und rauschende Bäche liebkosten sie. Fruchtbar war die Erde, ernährte die Menschen und beschenkte sie mit Reichtum. Steine gab sie her, damit die Menschen sich Wohnstätten erbauen konnten. Kies und Sand warf sie aus und ließ es auf Wegen und Straßen zertreten. Warme Quellen entströmten ihrem Herzen, um trante Menschenleiber zu stärken und zu heilen. Sie erquidete die müden Seelen mit Wiesenorün, Blütenschnee, Waldesduft und Bachesrauschen. Uner schöpflisch war des Riesengottes Erfindungskraft, und er schuf weiter in liebevoller Hingabe.

Als der erste Tag im Abend versinken wollte, ruhte er auf dem Berge Gurnigel aus und betrachtete sein Tagewerk. Das lag zu seinen Füßen, ein sanft gewelltes Meer. Die Abendsonne lieb kostete noch einmal Hügel und Berge, so daß sie leicht erröteten: Ein liebliches Bild des Friedens. Da dachte der Riese an die Worte des Herrn. Sein heutiges Werk wird den Menschen wohl Erfurcht einflößen, nicht aber Staunen und Anbetung hervorrufen.

Frischer Wagemut schwellte seine Riesenbrust und aus-

geruht, machte er sich am andern Tage wieder ans Werk. Neue Schöpferkräfte führten seine Hand. Eine langgezogene, steile Wand baute er, fuhr mit seiner mächtigen Hand über ihren Rücken, zackte sie aus, steilte sie ab und rundete sie. Ein wildrhythmisches Gefühl erfüllte ihn. Er fühlte sich getragen von einem hoheitsvollen Schöpferübermute. Breite, grüne Alpmatten zog er durch die aufsteigenden Wälder in die Ebene hinunter, Weidendreiecke keilte er in den wälderreichen Leib.

Er hielt inne und über schaute seine Arbeit: Ein in Aufruhr erstarrtes Wellenmeer. Aber in plötzlichem Vollendungsdrange hob er einen mächtigen Felsstock in die Höhe, stellte ihn mitten auf die erstarrten Wellenberge und setzte so dem Werke die Krone auf.

„Das nennt man Riesenarbeit, ihr Menschlein,“ rief er aus. „Stoßhorn sollt ihr's nennen. Betrachtet's gut, und ihr werdet das Staunen lernen.“

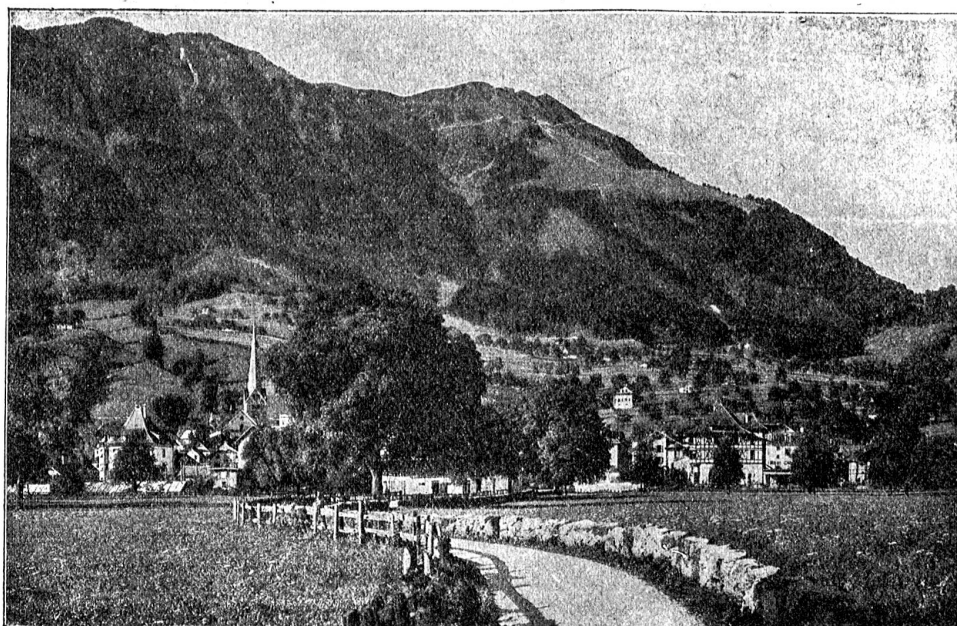
Als er sein lehtes Werk betrachtete, hielt eine große Freude Einzug in seinem Herzen. Schöpferwille und Formerfreude durchdrangen ihn und wollten Ausdruck werden. Bilder und Gestalten stürzten auf ihn ein und Riesenkräfte durchfluteten ihn. Er begann von neuem. Diesmal sollte es ein lieblicheres, gezähmteres, aber doch stolzes Gebilde werden. Als er sich an die Arbeit machte, fiel ihm im Uebereifer ein mächtiger Felsblock in die Tiefe. Er beachtete ihn kaum, ließ ihn liegen und wandte sich dem neuen Werke zu.

Er war von edler Demut erfüllt. Keine Wildheit befahl ihn, kein Uebermut. Still formte er die Pyramide des Riesen, tief in Formerlust versunken. Er arbeitete schöne Linien aus, führte sie in edlem Schwunge dem Erboden zu, wo er sie fest verankerte. Die Spitze weitete er mit grünen Mulden aus und umgürtete den Leib mit Tannenwäldern.

Dann behängte er ihn mit schmalen Bändern, die alle der Erde zueilten: Ein Bild der Lebensharmonie — und Festigkeit.

So arbeitete er den ganzen Tag und schuf Gebilde von ungeahnter Mannigfaltigkeit und Schönheit: Riesenhäuser mit steilen Firsten, Felsenritter mit blanken Schildern, wilde Teufelszähne, schlanke und breite Hörner, mächtige, grüne Rücken und Riesen, die weit in den Sommer hinein ihre Zähne zeigten. Alles übersät mit hellgrünen, leuchtenden Teppichen und dunklen Wälderfliden.

Als die Dämmerung des zweiten Tages hereinbrach, legte sich auch der Riesengott zur Ruhe, ermüdet von der angestrengten Arbeit. Da sah er hoch über der Erde, weit in die Sphären hinaufgebaut, den Wolkenthron Allvaters, seines



Stans mit Stanserhorn.



Hutstock und Obwaldner-Alpen vom Stanserhorn aus.

Herrn. Der Schöpfer betrachtete mit strahlendem Angesicht seines Dieners Arbeit und winkte ihm hoheitsvoll zu. Da lachte des Riesen Herz und voller Jubel rief er in den unendlichen Raum hinauf: „Habe ich es Dir recht gemacht, mein Herr und Gott, und bist Du zufrieden mit Deines Dieners Arbeit?“

„Mein hohes Lob, Freund und Bruder,“ kam es zurück, „Schon stehen die Menschen in Ehrfurcht und Staunen vor unserem Werke, und ich höre ihr Lob im Liede zum Himmel emporsteigen. Aber noch sind sie nicht überwältigt von meiner Größe, und ihre Knie haben sich noch nicht zur Anbetung gebeugt. Auf, Schöpferfreund, sammle deine Kraft! Du hast deiner Würdigen geschaffen, schaffe meiner Würdigen und übertreffe dich selbst!“ Da brach Nacht und Dunkelheit herein und Allvater verschwand.

Da schwellten Gefühle der Unendlichkeit des Riesen Herz; Gedanken der Ewigkeit schenkte ihm Gott und Kräfte durchbrausten ihn.

Tief in seinem Innersten trug er das Bild seines Herrn, als er sich bei Tagesgrauen zum letzten Tagewerk erhob. Dir sollen sie gleichen, Du Ewiger, dachte er und begann. Und wie er Allvater zuletzt gesehen hatte, so schuf er die neuen Berge: „Hoch in die ewigen Räume hinaufgetürmt, erhobenen Hauptes, leuchtenden Auges, in blendendes Unschuldweiß gekleidet, allem Irdischen hoheitsvoll entrückt. Er arbeitete, schuf, türmte, formte, zackte, rundete, ebnete in ungeheurer Schöpferlust und trunkenen Selbstvergessenheit. Er blickte kaum auf, kannte sich selbst nicht mehr und ergab sich ganz dieser süßen, grenzenlosen Schaffensfreude. So entstanden unter seinen Riesen Händen runde, leuchtende Kuppen, glitzernde Gletschergärten, zum Himmel steigende Schneefürne, ausgebreitete Schneerücken, trostige Eispfannen: Urkräftige Gestalten in unerhörter Wildheit, Kraft und Schönheit.

Auf einmal hielt er inne. Die Sonne war eben über den Horizont gestiegen. Der Schnee leuchtete und blendete ihn. Und als er sein Werk betrachtete und sein Auge all die weißen Gipfel fast nicht umfassen konnte, wurde ihm bange ob so viel Erhabenheit. „Keine grünen Wälder und Matten sollen euch schmücken, keine Tiere euch beleben, keine Menschen euch bewohnen,“ rief er traurig aus. Und sie kamen ihm vor wie verlassene Kinder, die ihre Mutter nie gekannt haben. Da stieg ihm das Bild seiner Mutter empor, die ihn geliebt, behütet und erzogen hatte, der er vertrauen durfte und die er verehren lernte. Nun wußte er sein nächstes Ziel. Und da er die mächtigen Gesellen zu tief in den Erdengrund gestellt hatte und nichts mehr daran zu ändern war, so beschloß er, mitten in ihren Kranz eine gütige Mutter zu stellen. So baute er das dreifach gekrönte Haupt und den gletscherreichen Schoß der Blümlisalp. Keine

Gedanken und Gefühle der Dankbarkeit lenkten seine Hände, und all die Liebe und Zartheit, die ein Riesenherz nur aufzubringen vermag, schenkte er seinem neuesten Werk.

So schaut es in die Ebene hinaus, nicht prahlend mit Trost, Wildheit und Höhe, aber strahlend in ewiger Klarheit, Güte und Milde.

Und weil er zu ihrer Linken schon so viele Söhne erschaffen hatte, gedachte er, ihr auch eine Tochter zu schenken. Die zartesten und reinsten Gefühle, die erhabensten Gedanken und der heiligste Wille ließen unter seinen Händen die Jungfrau in heller Schönheit erstehen. Eine endlose Sorgfalt verwendete er auf sie, konnte sich nicht genug tun in Gleichmäßigkeit und Harmonie und ließ nicht eher ab, bis das göttergleiche Bild in Vollendung da stand. Weil er aber für ihr reines Leben fürchtete, stellte er gleich zwei Beschützer neben sie. Den Mönch, ein wenig abgewandt, voller Ehrfurcht und Anbetung, und den Eiger: Schwarz und finster, vorgestellt, und jeden mit Tod und Vernichtung drohend, der sich ihr ungebührlich nahen sollte.

So erschuf und baute der Riesengott, immerfort, getragen von Hochgefühlen der Schönheit, Erhabenheit und Ewigkeit: Wetterumtobte Riesenhäupter, schrecklich aussehende Hörner und finstere Nadelspitzen, eine große Schar erdenentrückter, göttlicher Gestalten.

Als er zu Ende war, machte er sich auf den Heimweg, um das Urteil seines Herrn zu vernehmen. Dieser eilte ihm entgegen und wollte ihm, gerührt von so viel Untertanentreue, dankbar beide Hände schütteln. Da bemerkte er aber, daß der Riese krampfhaft und fest seine Arbeitsschürze zusammengerafft hielt und das darin Zappelnde zu besänftigen suchte.

„Willkommen, getreuester Diener,“ rief der Herr aus und legte ihm seinen Arm um die Schultern. „Mein Herz kann all das Große kaum erfassen, das du heute geschaffen hast, und du hast dich wahrlich selbst übertroffen. Aber sage mir, Freund, was bringst du da so Ungebuldiges in deiner Schürze mit?“

Da verzog sich des Riesen breites Gesicht, und er meinte lachend: „Mein Werk ist noch nicht zu Ende und ohne Deine Hilfe, o Herr, wird es nicht möglich sein. Siehe diesen Kerl,“ und er öffnete ein wenig die Schürze. „Das ist ein so unbändig trotziger und wilder Geselle, daß ihn niemand zum Nachbar haben wollte. Und stellen wir ihn alleine, vor alle andern hin, so werden sich die Menschen erschreckt abwenden und nie in Anbetung vor unserem Werke niederfallen.“

Da machten sich die beiden auf den Weg, dem Sorgenkinde einen Platz auszusuchen. Lange irrten sie im Gebirge umher. Und als sie vor dem ewig gütigen und milden Antlitz der Blümlisalp standen, dachten sie, etwas von ihrem

sanften Wesen würde gewiß auf ihn übergehen. Sie willigte gerne ein, ihn zu erziehen, da sie ihre Rechte ja noch frei hatte und versprach, all ihren Einfluß auf den neuen Nachbar geltend zu machen.

Als die zwei mit vereinten Kräften den Bildling in den Erdengrund stellten, wehrte und sperrte er sich gewaltig. Er tobte und schüttelte sich, schmetterte und stampfte. Er gebärdete sich so verzweifelt und wild, daß auf einmal mit ungeheurem Krache sein Kopf sich mehrfach spaltete und seine Eingeweide zum Vorschein kamen. Und als die beiden den Rückweg antraten, zeigte er ihnen noch seine roten Teufelszähne, streckte seine stacheligen Hörner aus und jagte ihnen einen Hagel von Felsblöcken und Steinen in den Rücken.

Endlich hatte er sich ausgetobt. An ein Fortkommen war nicht mehr zu denken; das sah er ein. Seine Nachbarin, die seinem Toben mit gelassener Ruhe zugeschaut hatte, wandte sich nun an ihn und sprach sanft: „So, mein Freund, ich denke, das Fortlaufen wirst du nun vergessen haben, und weil wir gute Nachbarschaft halten wollen, so reich' mir Deine Hand zum Willkommensgruß. Mein Name ist Blümlisalp.“

„Spaltenhorn,“ brummte er mürrisch und verweigerte ihr seine Hand. Diese ruhige Gleichmütigkeit und Sanftheit ärgerte ihn. Es ärgerte ihn überhaupt alles: Die zwei breitspürigen Herren hinter ihm, die stolze Dame rechts in der Ferne, all die grünen Zwerge zu seinen Füßen und der blaue Nebeldunst in der weiten Ebene. Und im neuauftretenden Zorne packte er einen mächtigen, breitrückigen Felsblock in seiner Nähe und stellte ihn gerade vor sich hin. Nun erst fühlte er sich wohl in seiner Abgeschlossenheit. Weil er nun aber von Neugierde nicht ganz frei war, streckte er bald sein Haupt über die Büttlaffen hinaus und war nun endlich zufrieden.

Es war am Abend des dritten Tages. Die Sonne, die tagsüber dem Riesengotte zugeschaut hatte, verweilte noch auf den Hügeln im Westen. Ihr Herz schlug in gewaltiger Erregung. Den ganzen Tag schon mußte sie ein mächtiges Gelüsten zurückdämmen, ihre Bahn frühzeitig zu verlassen, um das Wunder in der Nähe zu bestaunen. Nun stand sie da, begeistert und entflammt. All die Riesen lockten und lockten und ihr Drang wuchs und wuchs. Da konnte sie nicht mehr widerstehen. Aufjubelnd warf sie sich all den Gestalten in die Arme, umfaßte sie, liebte sie, leuchtete und glühte.

Zu dieser Abendstunde kamen die Menschen von ihrer Arbeit nach Hause, fröhlich singend und zufrieden plaudernd. Da, ein Leuchten blendete ihre Augen und sie erblickten die niegesehene Pracht. Da verstummten ihre Lieder, ihre Werkzeuge entfielen ihnen, die Knie beugten sich zur Anbetung und die Hände fanden sich zum Gebet. Ueberwältigt erlebten sie die Größe Gottes, des Vaters aller Dinge zwischen Himmel und Erde.

Dieser aber saß auf seinem Wolkenthron, ein wenig vorgebeugt, ein wenig lächelnd. Und als er die Ergriffenheit der Menschen erblickte, verschönte ein Leuchten sein edles Antlitz. „Ich will mich entfernen,“ dachte er, „mein Bild könnte sie nur verwirren.“ Und leise zog er sich in die unendlichen Räume zurück.

Der Wanderer in den Bergen.

(Aus „Wanderprüche“ von H. W. Züricher.)

Höhenwärts weisen die Stufen, und sinnender Wanderer
Auf der Mitte der Bahn rückwärts und vorwärts den Blick.

Wenn dir auf staubiger Straße so Leben als Liebe ermatten,
Steig' zu den Gipfeln empor: Weite des Blickes erlöst.

Hier auf den Höhen der Berge umtanzen dich deine Gedanken.
Heilige Stille der Welt. Nur in der Seele erklingt's.

Bergmorgen.

Von J. C. Heer.

Ein Glockenton aus tiefem Grunde!
Das Volk erwacht. Sein ist der Tag,
Das Arbeitslied der Morgenstunde,
Der Sensenklang, der Hammer Schlag
Und jedes Tagwerk, jede Mühe;
Und jedes Antlitz braun und schlicht
Verklärt sich in der goldnen Frühe
Mit einem Strahl von Sirmelicht.

Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Von Otto v. Grenerz.

Wenn ein Denkmal bengalisch beleuchtet wird, so versinkt manches aus seiner Umgebung in Nacht, was sonst auch gesehen zu werden verdient. Und wenn ein großer Mann gefeiert wird, so treten seine ebenbürtigen Zeitgenossen freiwillig ein Weilchen in das Dunkel des Hintergrundes. Das bengalische Feuer dauert nicht lange; das Tageslicht der Wahrheit bricht wieder hervor und stellt die Dinge ins rechte Verhältnis zueinander. Wenn aber, wie es in der Begeisterung etwa vorkommt, der Held des Tages auf Kosten eines andern Mannes, der gerade nicht an der Reihe ist, übermäßig gepriesen wird, so ist man es ihm selber schuldig, das moralische Recht wiederherzustellen und jedem das Seine zu geben.

Auch die Gottfried Keller-Feier hat, nebst andern Entgleisungen, die bald vergessen sein werden, zu einem ungerichten oder doch mißverständlichen Vergleich Anlaß gegeben. Man hat, wie schon oft geschehen, Gottfried Keller zu Ungunsten Jeremias Gotthelfs gelobt und Gegenätze zwischen beiden geschaffen, die mit der Wahrheit der Geschichte nicht übereinstimmen. Man konnte sich dabei auf die abfälligen Urteile berufen, die Gottfried Keller selbst über seinen großen Landsmann ausgesprochen hat. Allein diese Urteile, die Keller in seine Berliner Aufsätze über Gotthelfs Werke hat einfließen lassen, stammen aus einem Lebensabschnitt Kellers (1849—1855), der für eine unbefangene Würdigung des Berners besonders ungünstig war. Keller hatte sich in Heidelberg in die freireligiöse, von allen kirchlichen Glaubenslehren entblökte Naturphilosophie Ludwig Feuerbachs vertieft und seinen Gottesglauben abgeschworen. Mit der Begeisterung des Neugläubigen ging er daran, seine naturalistische Diesseitsreligion auf alle Lebensverhältnisse anzuwenden und in seinem eigenen Dichten und Handeln zu erproben. Und nun tritt ihm in Jeremias Gotthelf ein Mann von überragender Genialität entgegen, der seine ganze sittliche Lebensauffassung, sein ganzes dichterisches Lebenswerk auf den Felsgrund seines christlichen Glaubens aufbaut; kein moralischer Traktätchenschreiber, kein schöngeistiger Nazarener oder Himmelsträppeler, sondern ein ganzer Mann, in der Stahlrüstung eines unerschütterlichen Gottesglaubens, und dabei ein episches Genie von einer Größe, Einfachheit und Ursprünglichkeit, daß man, wie Keller selbst zugeben mußte, an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie, an die Dichter anderer Jahrtausende erinnert wird.

Das war eine unerwartete, unzeitgemäße Erscheinung, eine nur halb willkommene Erfahrung für den begeisterten Anhänger von Feuerbachs Lehre. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß Keller mit einigem Widerstreben Gotthelfs Größe anerkannte, daß er nach Spalten und Rissen in seinem Kunstwerk suchte, um zu beweisen, daß da etwas nicht stimmte, und daß er sich verleiten ließ, ihm bössartige und pfäffische Kniffe vorzuhalten. Es wäre ein Leichtes, das Schiefe und Haltlose mancher Angriffe und Bemängelungen in Kellers Rezensionen nachzuweisen, z. B. auch sein wegwerfendes Urteil über Gotthelfs geschichtliche Novellen zu widerlegen,